

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 11.

Freitag, den 7. Februar

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefizer Dr. Max Suttler).

Die Astrologen.

Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Von Max Benno.

(Fortsetzung.)

Raum waren einige Secunden vergangen, da kam der Page schon wieder. „Die Herren geben keine Ruhe“, meldete er; „sie behaupten, es sei die höchste Gefahr im Verzug.“ Gleichzeitig drang durch die halb offen gebliebene Thüre ein verworrenes Stimmengesumm in das astrologische Zimmer herein. „Gustav Adolf“, „die Schweden“, unterschied man deutlich zwischen andern unverständlichen Worten.

Wallenstein hob betroffen das Haupt. Er legte das Papier weg und trat einen Schritt vor. „So sollen sie kommen“, befahl er. Der Page verschwand, und drei Offiziere, von denen zwei der Piccolominischen Abtheilung und einer dem Terzty'schen Corps angehörten, traten herein. Ihre erhitzten Wangen und die bestaubten Kleider thaten kund, daß sie einen schweren Akt gemacht hatten.

„Hohet“, nahm einer derselben das Wort, „die Schweden ziehen in hellen Haufen an der Saale herauf. Ihre Vorhut hat Naumburg schon heute Mittag passirt und dürfte jetzt in Weißenfels sein. Bis morgen früh steht Gustav Adolf vor uns!“

Wallenstein erschien über diese Nachricht im ersten Moment ernstlich verblüfft, sofort aber kehrte seine Fassung zurück. Er stand im Begriff, den Offizieren Befehle zu geben, da wandte sich Seni, der längere Zeit aufmerksam durch ein Fernrohr geschaut hatte, in augenfälliger Hast an ihn.

„Der Stern, Herr, der Stern“, jubelte er und drängte den Herzog an's Fenster, „er ist wieder da und strahlt wie gestern in majestätischer Pracht!“

Wallenstein bewaffnete sein Auge mit einem Instrument und blickte in fieberhafter Spannung zum Himmel hinauf. Nach einer Weile drehte er sich um, und ein tiefer Athemzug rang sich aus seiner Brust. Das sonst immer so ernste Antlitz strahlte, wie von einem überirdischen Entzücken verklärt. „Ja, es ist der Stern, mein Stern!“ rief er begeistert. „Die himmlischen Mächte selbst haben mir dieses Zeichen gesandt, nun bin ich gesett! Mag der Schwede kommen, er rennt in sein Verderben!“

Schnell traf der Herzog nun die umfassendsten Anstalten, um zum Empfang des heranziehenden Feindes

gerüstet zu sein. Courriere, Staffetten und Leibjäger flogen mit dem Befehl, sich bei Lügen zu sammeln, nach allen Richtungen zu den Commandanten der verschiedenen Abtheilungen fort.

Pappenheim, der sich auf dem Wege nach Westfalen befand, um daselbst die Winterquartiere zu beziehen, wurde durch den Oberfeldherrn schriftlich von dem unerwarteten Zwischenfall in Kenntniß gesetzt und aufgefordert, sofort umzukehren und mit seiner ganzen Mannschaft zum Hauptheer zu stoßen. Mit der Ueberbringung dieser wichtigen Botschaft wurde der Wachmeister Donald betraut.

„Schont Euch und Euern Gaul nicht“, schärfte Wallenstein diesem ein, „damit Pappenheim, den Ihr in Halle einholen werdet, noch rechtzeitig zu dem bevorstehenden Kampfe erscheint. Ich mache Euch mit Euerm Kopfe verantwortlich dafür!“ Donald nahm den Brief in Empfang und machte sich auf den Weg.

Er sprengte mit verhängtem Zügel zum Thore hinaus. Bald jedoch ließ er sein Pferd im Trab gehen, und nach einer Weile ritt er bloß noch im Schritt. Ohne Rücksicht auf die Dringlichkeit des ihm ertheilten Auftrags hing er seinen Gedanken nach und fand wachsendes Wohlgefallen an den verführerischen Bildern, welche seine Phantasie ihm so verlockend vorgaukelte. Die kurz vorher mit Lesferrier geflogene Unterhaltung und alles, was sich daran knüpfte, stellte sich lebhaft vor ihn. „Wenn sich dir eine Gelegenheit zum selbstständigen Handeln darbietet, dann greife zu“, hatte der Franzose gesagt — hielt er diese Gelegenheit nicht in der Hand? Eine große Schlacht stand bevor. Wallenstein, der, mit den Bayern und der Pappenheim'schen Abtheilung verstärkt, den Schwedenkönig nicht anzugreifen gewagt hatte, konnte nach dem Wegzug dieser Truppen noch viel weniger auf einen Erfolg hoffen, der seinen Wünschen entsprach. Wie, wenn Pappenheim zu spät kam und der Herzog eine tüchtige Schlappe erlitt? Dann war ja Richelieu's Absicht erreicht. In Donald's Hand lag das Mittel dazu! Er brauchte nur den erhaltenen Auftrag nicht zu besorgen, und er hatte den Preis seiner geheimen Verbindung mit dem Agenten verdient! Aber was dann? Der Gedanke an die möglichen Folgen und seine eigene fürchtbare Verantwortlichkeit ängstigte ihn doch. Er war aber schon zu weit gegangen; sollte er jetzt noch zurück? Dieser eine Schwachzug brachte ihn vielleicht an das Ziel, während anderseits ein Zufall sein

Treiben an's Tageslicht bringen konnte und er dann mit einem Schlag alles verlor! — Unschlüssig schaute er zu dem gestirnten Himmel hinauf, als erwarte auch er eine Auskunft von dort. Dann zog er den Brief aus dem Koller und betrachtete ihn. Es war ein unscheinbares Stück Papier, und doch hing so viel davon ab. Ein plötzlich daherbrausender Windstoß riß es ihm aus der Hand. Bestürzt griff Donald danach, aber er kam zu spät. Doch vernahm sein scharfes Ohr den knisternden Ton, mit dem es im Grase aufiel. Er stieg vom Pferde und suchte das Verlorene. Der Vollmondschein begünstigte ihn. Dabei sprach er halblaut vor sich hin, und ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund. „Der Herzog thut nichts ohne die Winkte einer höhern Macht; ich will mein Glück auch versuchen. Der Zufall mag entscheiden, was ich thun soll. Diegt die Adresse nach oben, so wird das Schreiben bestellt, im umgekehrten Fall aber kämpft Pappenheim schwerlich in der morgigen Schlacht.“

Am Straßeneinraum schimmerte das weiße Papier. Er rückte sich und sah, wie der Brief mit der Kopfsseite aufrecht zwischen schmalblättrigen Wallgräsern lag. Verblüfft hob er ihn auf. „Da haben wir's“, brummte er; „selbst auf den Zufall hat, wie es scheint, ein armer Teufel kein Recht. Nun bin ich so klug wie zuvor! Doch“, fügte er nach einigem Besinnen hinzu, „ich vermesse, daß es auch einen Mittelweg gibt, der bei geringerer Gefahr ebenfalls die Erreichung des Zieles verspricht.“ Er schwang sich wieder in den Sattel und ritt im gemüthlichsten Tempo davon. In Merseburg sah er in einem Gasthause noch Licht. Ohne Bedenken stieg er vom Pferde, trank in Ruhe eine Kanne Wein und setzte erst dann den Weg wieder fort. Der Morgen graute, als er in Halle vor dem Hause ankam, in welchem, wie er von dem Thorwart erfuhr, der General Pappenheim sich einquartiert hatte.

Er gab den Brief ab und machte sofort die Wahrnehmung, daß dessen Inhalt in der friedlichen Stadt ungefähr die gleiche Wirkung hervorbrachte, wie der zündende Funke, wenn er in ein Pulverfaß fällt. Die vorher stillen Straßen wurden plötzlich belebt. Trommeln wirbelten, Trompetensignale schmetterten und das Pflaster erdröhnte von dem Hufschlag der galoppirenden Pferde.

Donald hatte sich nach Ablieferung des Schreibens in eine Schenke begeben und schaute von da in keineswegs behaglicher Stimmung zum Fenster hinaus. Es war ihm bei der Sache doch nicht ganz wohl. Da erfuhr er, daß von einem großen Theil der Offiziere, welche an die Möglichkeit eines nochmaligen ernstlichen Zusammenstoßes mit dem Feinde nicht gedacht hatten, ein Auszug nach Landsberg gemacht worden sei. Erleichtert athmete er auf. Dieser Zufall war geeignet, seinem Schurkenreich als Deckung zu dienen, wenn man ihn je wegen des verspäteten Eintreffens der zu Hilfe gerufenen Truppen zur Verantwortung zog.

Pappenheim, der die Größe der Gefahr, in welcher Wallenstein dem kühnen Schwedenkönig gegenüber schwebte, nur zu gut begriff, wartete die Rückkehr der abwesenden Offiziere nicht ab. Er gab den Befehl, daß das Fußvolk so schnell als möglich nachkommen solle, und jagte mit seinen Reitern auf dem Wege nach Lützen davon.

Dem Nachtrab schloß sich der Wachmeister an, der trotz seiner Reckheit der vollendeten Thatsache gegenüber bezüglich seines fernern Verhaltens in nicht geringer

Verlegenheit war. Er beschloß in erster Linie, ein Zusammentreffen mit dem Oberfeldherrn zu vermeiden und sich so schnell als möglich jenes Hinterhaltes zu verschern, der ihm durch Lesferrier bei einer drohenden Gefahr in Aussicht gestellt worden war.

In der Nähe von Merseburg vernahm man schon deutlich den Donner der weiter südwärts tobenden Schlacht. Es dauerte nicht mehr lange, da kamen den Pappenheimern verstreute Theile des friedländischen Heeres entgegen. Sie befanden sich in wilder Flucht. „Alles sei verloren“, berichteten sie, „der Schwedenkönig habe gesiegt.“ Pappenheim verlor den Muth nicht. Er zwang die Feiglinge zur Umkehr und stürmte mit seinen Getreuen nur noch ungestümer gegen den Feind. Der Abend brach herein, als er endlich auf dem Schlachtfelde ankam. Es war die höchste Zeit. Die Herzoglichen hielten fast nirgends mehr Stand. Eine allgemeine Panik hatte um sich gegriffen — da brausten die Pappenheimer wie der Sturmwind heran. Sie warfen die siegestrunkenen Schweden zurück und verließen auf's neue den Verzagenden Muth. Wild tobte die Schlacht. Hin und her schwanke der Sieg — bis endlich das hereinbrechende Dunkel die Ringenden schied.

Donald hatte beim ersten Anprall einen Streifschuß bekommen. Er zog sich hinter die Gefechtslinie zurück, wo er im Pulverdampf und dem aufsteigenden Nebel verschwand.

Der blutige Kampf war vorüber. Die Schweden behaupteten die Wahlstatt, Wallenstein zog sich nach Leipzig zurück. Tausende und Abertausende hatten die zweifelhaften Vorbeeren des heißen Tages mit dem Leben bezahlt.

Ueberdies war haben und drüben durch den Fall hervorragender Männer eine Lücke gerissen worden, die sich nicht mehr ausfüllen ließ. General Pappenheim, dem Wallenstein die Rettung aus der schweren Bedrängniß verdankte, fand im wildesten Handgemenge an der Spitze seiner Reiter den Tod. Mit ihm ging der tapferste Offizier, der ehrlichste und gewissenhafteste Streiter für Glauben und Ueberzeugung im kaiserlichen Heere dahin!

Durch einen noch härteren Verlust sahen die Schweden sich in Trauer und Schrecken versetzt. Das Schicksal hatte Gustav Adolph, ihren König und Feldherrn, mitten in seiner Siegeslaufbahn ereilt! Das Donnern der Kanonen auf dem Lützener Schlachtfelde wurde zum Grabgeläute für ihn und seine hochfliegenden Pläne, deren Verwirklichung ihm nach den großartigen Erfolgen bereits in verheißungsvoller Nähe vorgeschwebt hatte.

Der Herzog von Friedland beschloß, um seine zerstreuten Regimente zu sammeln, eine Zeit lang in Leipzig zu bleiben. Für die Winterquartiere hatte er Böhmen bestimmt. In Folge dessen war die ganze Stadt mit Soldaten gefüllt. Hoch und Nieder war in mehr als unangenehmer Weise mit den unruhigen Gästen bedacht.

In einem kleinen Zimmer des Capuzinerklosters saßen zwei verwundete Offiziere bei einer Flasche Wein, die der ihnen befreundete Bruder Kellermeister über die gewöhnliche Kation aus der unter strenger Clausur gehaltenen Separat-Abtheilung des gestrigen Herrn Abtes herbeigebracht hatte: Hauptmann Bekke und Georg Selow. Der Erstere trug eine Binde um den Kopf und Georg den Arm in der Schlinge. Im Uebrigen nahm man an den Beiden keine auffallende Veränderung wahr.

Lezlie blühte noch eben so ernst und finster wie früher um sich, und das Anlitz des Leibjägers war stark gebräunt, hatte aber an seiner Frische und Offenheit nichts eingebüßt.

Nachdem dem köstlichen Nektar sein Recht angethan war, nahm der Hauptmann das Wort. „Also morgen geht's los! Wahrlich ein lustiges Schauspiel für unsere Officiere, von denen keiner auch nur einen Tag sicher ist, ob es ihm nicht ebenso geht!“

„Wie, morgen schon?“ fragte Georg, und seine bettere Miene wurde sofort durch einen düstern Schatten verdrängt.

„Ja, morgen“, befahl Lezlie, „so hat der unversöhnliche Zorn des Herzogs bestimmt. Oberlieutenant von Hagen und von Hofkirchen, die Hauptleute von Burg und Kleebatt, der Kapitän-Lieutenant Graf von Sandendom, der Rittmeister von Bornstein, die Lieutenants Waldenburg und Tortel, sowie der Cornet Raschering werden enthauptet und etwa hundert gemeine Soldaten gehängt. Mit den Namen der entwichenen Offiziere wird der Galgen verziert. Es ist unerhört, aber ebenso unwiderstehlich beschloffen; denn der Herzog nimmt bekanntlich sein Wort niemals zurück. Ich bin jedoch fest überzeugt, daß die grausame Maßregel ihm mehr schaden wird, als die verlorene Schlacht. Es befinden sich zahlreiche Verwandte und Freunde der Verurtheilten im Heer, welche dadurch tödtlich verlegt werden. Zudem weiß Jedermann, daß die nicht geflohenen Offiziere an dem Mißerfolg bei Lützen unschuldig sind. Wer vermöchte auch bei dem theilweise aus der Hefe des Volkes zusammengewürfelten Heere die Massen in Ordnung zu halten, wenn einmal der Schrecken sie ergreift. Das persönliche Interesse und die Furcht vor dem Stolz des Profoszen reichen nicht hin, um tüchtige Soldaten zu schaffen; allein dem Stolze des Herzogs wurde eine tiefe Wunde geschlagen, das ist ein Verbrechen, welches natürlich nicht streng genug bestraft werden kann. Wallenstein ist sich recht gut bewußt, daß er eine schwere Niederlage erlitt, wenn er es auch nicht gesteht. Nur der Erschöpfung der Schweden hat er es zu danken, daß das Mißgeschick nicht einen noch größern Umfang bekam. In seiner Wuth darüber läßt er nun die armen Offiziere dafür entgelten, ganz einerlei, ob er Schuldige oder Unschuldige trifft. Er zeigt sich auch in diesem Fall wie immer: kaltherzig, grausam, ohne Erbarmen!“

Georg hatte, während der Gefährte sprach, sich erhoben und war an's Fenster getreten. Er war durch das harte Urtheil Lezlie's über den Oberfeldherrn sichtlich verletzt. „Ihr seid unverbesserlich“, rügte er, als jener schwieg, „und ungerecht. Gerade Ihr habt am wenigsten Ursache, den Herzog grausam zu nennen! Denkt an jene schwere Stunde in Großmefersisch!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein noch wenig bekanntes Holbein-Bild.*)

In dem Häuserverzeichnisse der Stadt Augsburg vom Jahre 1801 sind die Häuser E 7—9 unter der Bezeichnung „Kaisersheimer Hof“ eingetragen. Dieser Häuser-Complex, in welchem sich jetzt die Eisenhandlung des Hrn.

*) Skizze aus einem Vortrag des Herrn Stadtpfarrers Kriesenegger im kathol. kaufmännischen Verein „Lätitia“ in Augsburg.

Stumpf (vormals Gastiger) befindet, war damals im Besitze des berühmten Klosters Kaisheim, nach dessen Säkularisation er in den Besitz der Buchhändlerfamilie Wolff und später in Gotta'sches Eigenthum zum Betrieb der „Allgemeinen Zeitung“ überging. In den Chroniken Kaisheims wird schon sehr frühe dieses „Rastenhäufes“ gedacht. Im Jahre 1488 baute Abt Georg das Haus von Grund aus wieder neu auf und verschönerte die St. Elisabethen-Kapelle, welche noch steht. Bei dieser Gelegenheit wohl auch der herrliche Flügelaltar erbaut, der bei der Ueberfiedelung der „Allgemeinen Zeitung“ nach München vom Bildhauer Gebon an ein Kölner Museum verkauft worden sein soll. Die Altarflügel waren schon vorher entfernt und durch Sägschnitt in 4 Theile: zwei Werktags- und zwei Feiertagsbilder, getrennt worden. Die letzteren stellen den Tod Mariens und die Krönung Mariens dar, während die ersteren, wenn der Altar geschlossen wurde, gemeinsam nur eine Darstellung, „das Begräbniß der hl. Afra“, bildeten. Der Tod Mariens ist im Baseler Museum, die Krönung Mariens im Besitze des hochwürdigsten Herrn Bischofs Leonrod von Eichstätt, der auch einen Flügel der Werktagsseite besaß, während der andere im Besitze der Frau Amalia Finsterlin in München sich befand. Schon im Jahre 1886 in der schwäbischen Kreisausstellung dahier (Kat.-Nr. 15, 16) vorübergehend vereinigt, sind sie seit kurzer Zeit durch die erfolgreichen Bemühungen des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Eichstätt für immer zu einem einzigen Bilde verbunden worden. Unser Mitbürger, Herr Gemälde-Restaurateur Sesar, dem diese nicht leichte Aufgabe zugefallen war, hat sie so vortrefflich gelöst, daß es selbst dem Kennerauge kaum möglich sein wird, die Stelle zu erkennen, wo die Flügel zusammengefügt wurden, ja nicht einmal, wo früher Abgefälgtes ergänzt werden mußte.

Das Altargemälde ist ein Werk unseres großen Augsburger Meisters Holbein des Älteren (1465—1524); auf dem Weihwasserkessel steht die Inschrift: Holbain. Leo. C. Da es einen Leo Holbein nicht gibt, auch die Nachstellung des Taufnamens zu jener Zeit gänzlich ungebrauchlich war, es damals auch keinen Augsburger Bildschnitzer mit dem Namen Leo gab, wie Wollmann meinte, so dürfte es wahrscheinlich sein, daß Leo. C. den Anfang eines Psalmverses bedeutet, der um den Weihwasserkessel herumlaufend gedacht ist; auch am oberen Rande des Leuchters stehen die Worte Ave Maria und sind auf der Rückseite fortlaufend gedacht. Was die Darstellung selbst betrifft, so ist sie echt holbeinisch und meisterhaft durchgeführt: Während die hl. Afra im offenen Sarkophag liegt, steht zu ihren Füßen ihre Mutter Hilaria mit einer der Mägde (Digna, Eunomia, Eutropia), während auf der Kopfseite der hl. Bischof Dionysius, Afra's Oheim, sich betend niedergelassen hat an der Seite einer andern Magd. Oben erscheinen bereits die Schergen des römischen Statthalters Gajus, Feuer anzulegen an das Grab, das die Angehörigen der hl. Marthrin trotz des Verbotes betend umstehen. Auf der rechten Seite des Sarkophags steht eine später hinzugefügte Inschrift in drei Distichen, welche besagt, daß eine von einem schwedischen Soldaten beabsichtigte Zerstörung des Bildes wunderbarerweise verhindert wurde; aus dieser Inschrift geht auch hervor, daß man damals die Darstellung für den Tod Mariens hielt, es mußte demnach sein, daß der Inhalt der Verse sich auf die Rückseite des Bildes bezog, die ja den Tod Mariens darstellt.

Herr Gessphotograph Höfle von hier, der bekanntlich keine Mühe und keine Opfer scheute, die bedeutendsten Kunstschätze der Augsburger Gemäldegallerie, sowie des Germanischen Museums in Nürnberg durch prächtig gelungene Photographieen dem kunstliebenden Publikum zugänglich zu machen, hat auch dieses Bild in ganz vorzüglicher Weise wiedergegeben.

Vor fünfundzwanzig Jahren.

Von Friedrich Koch-Treuberg.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Es ist nur zu natürlich, daß die beiderseitigen Patrouillen zusammenstießen, sich herumschossen, daß resultatlose Alarmirungen und dergleichen vorkamen. Die meisten kleinen Zusammenstöße gab es anfangs in dem weinkellerreichen Clamart, das zuerst unbesetzt geblieben war. Das war ein Krieg für sich um Weinflaschen. Später war der Ort in den Kreis der Vorposten bezogen worden, und als am 7. Januar 1871 Oberst v. Treuberg sein Quartier in der Mairie nahm, fand er noch die ganze Bibliothek, wie auch in der Kirche die Paramente vor. Um dergleichen hatte sich Niemand gestritten, aber sämtliche Weinkeller und Speisekammern waren leer und verwüstet.

Schon am 30. September 1870 machten die Pariser einen Ausfall in der Richtung Chevilly. Es ist erwähnt, daß das preussische VI. Corps rechts von den Bayern stand, also hatten diese Truppen die Vordringenden aufzuhalten. Bei P'Gay stand aber unter Oberleutnant v. Baur-Breitenfeld vom 5. Regiment ein Pilet, in dessen Schußbereich der französische rechte Flügel gerieth. Vor Allem ließ der umsichtige Offizier zwei feindliche Feldgeschütze beschließen und zwang sie zum Abfahren, wodurch den Preußen ein guter Dienst geleistet wurde.

Der erste wirkliche Ausfall gegen die Bayern fand am 13. Oktober statt und hatte den Zweck, die Geheimnisse des Plateaus von Châtillon zu erforschen. Der „Gaulois“ schrieb: „Cette hauteur devait nous dire son secret.“ Die am 19. September verlorene Höhe reizte die Neugierde der Pariser sehr und trotz Luftballons, trotz elektrischer Beleuchtung vermochten sie es nicht, Einsicht zu gewinnen. Also versuchte man es mit Gewalt.

Auf Vorposten stand das 15. Regiment mit seinen 3 Bataillons, und zwei Compagnien des 14. Regiments hatten die Bahnerschanze besetzt. Bei der Division Bothmer befanden sich das 3. Bataillon des Regiments „König“ in Châtillon, das 5. Jäger-Bataillon in Vagneux, das 3. Bataillon des 5. Regiments auf Replis in Fontenay und das 9. Regiment in Bourg La Reine.

Gegen 8 Uhr meldeten die Vorposten der Division Bothmer, daß sich am rechten Vibre-Ifser hinter den Verschanzungen Truppen ansammelten. Die hierauf entsendeten Patrouillen brachten auch Nachricht über stärkere Abtheilungen bei Maison Pichon. Schon nach einer Stunde begann der Tanz, indem die gegenüberliegenden Forts unsere Deckungen mit Granaten überschütteten und auch theilweise zerstörten. Gegen Vagneux und Châtillon traten aber zwei Feld-Batterien auf. Am Bahndamm an der Straße nach Orleans hatten sich französische Infanteristen eingensetzt, führten mit unseren Vortruppen ein Feuergefecht und wurden darin von den Geschützen der Bahnerschanze unterstützt. Gegen Vagneux gingen aber drei Bataillone

direct vor, während ein vieries den Ort von Südosten her anzugreifen suchte. Rückwärts bei La Grange Dry entwickelte sich zugleich das 35. Regiment der Brigade Marouse.

Als die Franzosen vorzurücken begannen, waren natürlich die Unterstützungstruppen der Division in die Verteidigungslinie geeilt. Unterdessen war auch der linke Flügel der Division von Abtheilungen der Brigade Susbielle angegriffen worden. Zwei Marsch-Bataillone mit einer Jäger-Compagnie in der Mitte hatten sich Châtillon genähert und Besitz von den nördlich vor dem Dorfe liegenden Häusern genommen. Das 3. Bataillon des Regiments „König“, welches den Nordrand des Dorfes besetzt hielt, wurde sohin in ein lebhaftes Verteidigungsgefecht verwickelt. Eine Compagnie Füsler eilte herbei und unterstützte das Bataillon. Das war der Beginn des Ausfalls am rechten Flügel.

Draußen vor der Division Bothmer waren zwei Bataillone des 13. Marsch-Regiments nach Clamart gerückt und suchten von hier aus den nördlichen Hang des Plateaus zu gewinnen. Obwohl die Forts Jffy, Vanves und Montrouge den Angriff durch einen Hagel von Granaten unterstützten, gelang es nur, sich vor der Stellung der Fünftehner einzunisten. Zwei Bataillone dieses Regiments hielten die Höhe besetzt, und hatte Hauptmann Sigl mit seiner Compagnie, welche einen Jägergraben an der Nordostecke zu vertheidigen hatte, drei Angriffe des Feindes zurückgewiesen. Das 3. Bataillon hatte Oberst v. Treuberg an den Verhau in das Bois de Meudon entsendet. Später verstärkten weitere Bataillone des 7. Regiments die wichtige Stellung am Plateau, auf welchem sich dann auch das Gros der 6. Brigade und die Mlanen einfanden. Gleich beim Anrücken der Franzosen war die Batterie Weigand durch den Major Celsus Girt vom Generalstab in der Weise an den Höhenrand dirigirt worden, daß ihre getrennt auftretenden Jüge hauptsächlich gegen die anstürmende Infanterie wirken konnte. Der 1. Zug veranlaßte auch eine feindliche Batterie zum Abfahren und ein Bataillon zur Umkehr.

In Vagneux waren die Franzosen unterdessen bis in's Innere des Ortes vorgedrungen. Nur mühsam konnten sich hier die Bayern behaupten, und als um 11 Uhr das 35. Regiment ebenfalls in den Kampf eingriff, mußten sie das Dorf verlassen. Es hatte jedoch ein Bataillon unseres 14. Regiments eine Aufnahmestellung zu beiden Seiten der Straße nach Fontenay genommen, nach welcher sich die Zurückgehenden wendeten. Mit weiters eingetroffener Hilfe vom 10. Jäger-Bataillon gelang es hier, dem Feinde Halt zu gebieten, der sich jedoch gleich in Vagneux, hinter welchem noch die Brigaden Dumoulin und Charrière auftauchten, zur Vertheidigung einrichtete.

Auch in Châtillon waren die Bayern zurückgeworfen worden. Bei der Kirche hatte Oberst v. Mühlbauer die zersprengten Abtheilungen gesammelt und behauptete sich, bis Unterstützungen eintrafen. Dann entbrannte der Kampf von Neuem, und mit großer Bravour eroberten die Bayern das Verlorene zurück.

Man hatte unterdessen auch Anstalten zur Wiederbesetzung von Vagneux getroffen. So hatte General v. Bothmer um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr ein Bataillon des 5. Regiments an den Bahnhof von Seceay entsendet, das im Verein mit dem 2. Bataillon von Südosten her den Ort angreifen sollte. Während einige Compagnien sich längs des Bahndammes vorarbeiteten und die Brigade Charrière

befchossen, erstieg das 1. Bataillon die Höhe und begann den Angriff. An der Straße Fontenay-Vagneux brach aber jetzt Oberlieutenant v. Sedel gegen das Dorf vor und — von Haus zu Haus kämpfend — wurde es zurückerobert.

Um 3 Uhr gab General Vinoh, der einsehen mußte, daß ihm die Bayern überall mit genügenden Kräften entgegenzutreten vermochten, den Befehl zum Rückzug. Noch einmal brüllten die schweren Geschütze der Forts, um den Abzug der Franzosen zu decken, dann mit Einbruch der Dunkelheit nahmen auch die Bayern wieder die alten Stellungen ein. Die Letzteren hatten Oberlieutenant Brand, die Unterlieutenants Thanner, Roth und Bild und 356 Mann verloren. Die französischen Berichte erwähnten, daß von den 59 gefangenen Bayern absolut nichts zu erfahren sei — ein großes Lob für unsere Leute, die nur leider in Paris etwas hungern mußten. Am folgenden Tage begehrt die Franzosen einen Waffenstillstand zur Beerdigung ihrer Gefallenen, welche die Zahl 400 betragen haben mögen.

Der Ausfall vom 30. November richtete sich hauptsächlich gegen das VI. preussische Corps. Da das eigentliche Gefechtsfeld bei V'Hay war, alarmirte unsere Division Bothmer. Das am bayerischen rechten Flügel im Viebreggrund stehende Bisket unter Lieutenant Mörtschell vom 9. Regiment hatte Gelegenheit, in das Gefecht einzugreifen und ließ sich trotz feindlicher Uebermacht nicht vertreiben. Einer erfolgreichen Thätigkeit begegnet wir auch bei unserer Artillerie. Auf der Straße von Sceaux nach Bourg la Reine befand sich die Batterie Ebner in guten Emplacements, und sie beschuß Arceuil und feindliche Colonnen. Als sie um 9 Uhr aus der Schanze am Aquäduct selbst Feuer erhielt, unterstützten sie die Batterien Gerold und Jamin. Die Thätigkeit unserer Artillerie kam hauptsächlich den bei V'Hay fechtenden Preußen zu gut, indem sie das Feuer von der Infanterie ab und auf sich lenkte. Gegen 10 Uhr waren die Franzosen schon wieder in ihre Verschanzungen zurückgeworfen. Der Verlust der Division Bothmer betrug 11 Mann und 5 Pferde. —

(Schluß folgt.)

Dem Meere verschrieben.

(Nachdruck verboten.)

Eine Pause war eingetreten in der animirten Unterhaltung unseres kleinen Kreises. Der erste Officier, unser lebenswürdiger Wirth, hatte soeben seine farbenprächtigen Schilderungen, die wie ein Hymnus auf die See-Fahrt klangen, mit langsamer werdender Stimme geendet, gleichsam, um deren nachhaltige Wirkung zu erhöhen. Während er die grünen Gläser von neuem füllte und die zuletzt geleerte Flasche in hübnem Bogen durch das runde Fenster der Kajüte fliegen ließ, betrachtete er mit Befriedigung und Neugier den Eindruck, den seine Worte auf meinen ihm gegenüberstehenden Freund H. zu machen schienen.

Dieser, ein geborener Binnenländer, war auf seiner ersten See-Reise begriffen und seit deren Beginn von einem wahrhaft sieberhaften Enthusiasmus für das See-Leben ergriffen worden. Nun hatte in den Worten des interessanten Erzählers ein in seinem Innern glühender Funke eines gewissen phantastischen Zuges vollends das richtige Material gefunden, um in hellen Flammen aufzulobern. Mit einer Art Ehrfurcht beobachtete auch ich diese mächtige

Erregung meines Freundes, zumal sie sich in so, ich möchte sagen, edler und jedenfalls in sehr vom Gewöhnlichen absteigender Weise kundgab.

Während Andere in solcher Erfase gleich mit überschwenglichen Worten losbrechen, war H. verstummt und saß unbeweglich da; aber der lächelnde und wie entrückte Ausdruck seines dem Meere zugewandten Gesichtes — er erinnerte mich an den Blick, den der fromme Pilger zu seinem Heiligthum erhebt —, der Glanz seiner Augen, die all' das Erhabene und Reizvolle bis zur Neige schlürfen und auch den intimsten der zuströmenden Einbrüche genießen zu wollen schienen, ließ uns die Tiefe seiner Ergriffenheit erkennen.

Ich wußte, wie unangenehm mein Freund werden konnte, wenn man ihn in solchem Versunkensein störte, und wagte deshalb in Rücksicht auf unseren Wirth nicht, die Unterhaltung fortzuführen. Dieser mochte ähnlich denken und lehnte sich behaglich in seinem Felsstuhle zurück.

Während dieses Schweigens bemerkten wir erst den feierlichen Zauber, der uns umspinnen hatte. Ohne daß wir uns eigentlich dessen in der lebhaftesten Conversation bewußt geworden waren, hatte sich die Juli-Nacht mit ihrem sammetweichen, dunkelvioletten Schleier hernieder-gesetzt. Der laue, angenehm abkühlende See-Wind strömte durch die geöffneten Fenster des Steamers herein und verband sich mit dem etwas muffigen Gerüche des rothen Plüsch-Sophas und den Ausdünstungen des dunklen Getäfels der Wände zu einem eigenhümlich berausenden Dufte. Dazu mischte sich das von Zeit zu Zeit durch ein festes Lüstchen aufgewirbelte Aroma der Orangen, die, ihres bereinsigen Heimganges als Punsch-Zugredienzien harrend, die Mitte des klappstiches einnahmen und sich prächtig von dessen dunkel polirter Fläche abhoben. Die große Moderateur-Lampe verbreitete durch ihren aufrothen, transparentem Seidenpapier gestickten Schirm — wahrscheinlich das Geschenk einer hübschen Passagierin — ein gedämpftes Licht, eine zartfarbige, blaßrothe Dämmerung auf die Umgebung. Die grünen Gläser, die blanken Messing-Schrauben am Tische bekamen dadurch einen seltsam weichen Schimmer, die Orangen, direct unter der Lampe geschaart, erglühten in sanftem Purpur — kurz, es umwebte uns in der kleinen, anheimelnden Kajüte eine beinahe exotische Stimmung.

Ich trat an's Fenster und sah bald in's Zimmer, bald auf's Meer. In der Ferne tauchten die Lichter an der englischen Küste bei Dover auf und projectirten schmale, zitternde Silberstreifen auf die Pluthe.

Die See ging ruhig; das Leben auf Deck des Steamers klang nur gedämpft herunter. Aus einer Passagier-Kajüte ertönte leise in abgebrochenen Sätzen Flötenspiel. Bei einem Crescendo erkannte ich bald Melodien aus der herrlichen „Traviata“, Gemonts: Un di, quando le veneri tempo avrà fugate —, dann das ergreifende Adagio der Oboe aus der neunten Scene, das er fortwährend mit wachsendem Gefühl wiederholte. Der Spieler besaß keine sonderliche Fertigkeit, aber ich mußte seinen Geschmac loben. Denn diese Klänge verschmolzen sich wunderbar mit der fremdartigen Stimmung, die uns gefangen hielt.

Sie strömten wie aus den Wogen heraus, herb und doch so berausend duftend — gleich einem lockenden Sirenenesang. Mein Freund trat ebenfalls an's Fenster und lauschte.

Kommen des Goldes im Transvaal selbst weiter als vier Jahrzehnte zurückreicht. Die Regierung der Boers erließ sogar in den Fünfziger-Jahren ein Verbot der Goldschürfung, aus Furcht, die übergroße Einwanderung könne die Unabhängigkeit gefährden. Obwohl die Furcht vor dem Fluch des Goldes heute, allerdings in anderer Gestalt, sich als begründet zu zeigen erscheint, waren die späteren Regierungen anderer Ansicht, und als der Oesterreicher Karl Mauch 1867 am Limpopo- und am Tatisflusse im Matabelerland reiche Goldlager entdeckte, bildete sich in London die erste Minenkompagnie für Südafrika. Die Unternehmung scheiterte, aber nun schlug Präsident Pretorius eine andere Politik ein, setzte Belohnungen für die Entdeckung von Goldlagern aus und jetzt mehrten sich die Funde und damit begann auch das schon so oft beobachtete Zusammenströmen von Einwanderern. Aber — Berggrath Schmeisser hebt das hervor — der typische, einfache, rohe Goldgräber fand keinen geeigneten Boden. Gesellschaften mit größerem Betriebskapital mußten gebildet werden, um das verhältnismäßig arme, fleißigste und kunstvollste Bearbeiter erfordernde Erz nutzbringend zu machen. Nur mit Hilfe tüchtiger Techniker konnte Erzpriestliches geleistet werden und erst als diese Einsicht errungen war, begann jener Aufschwung, dank welchem Boeren im Witwatersrand, deren Farmen früher 7000 bis 15,000 Mark werth waren, ihren Besitz um 140,000 bis zu 1,400,000 Mark verkaufen konnten. Aber die ächten Goldgräbergeschichten von Leuten, die den großen „Nugget“ finden, kommen im Transvaal nicht vor. Ein Maschineningenieur hat einmal die Sache demonstriert.

Er legte zwei Steine auf den Tisch, einen weißen Quarz mit goldfarbem Gesimner, durchzogen von einem förmlichen Goldbalken mit einem haselnußgroßen „Nugget“, einem Klümpchen reinen Goldes daran; daneben einen zweiten, schmutzigen, unansehnlichen Stein, den die Boeren „banket“, Kluchen, die Gelehrten Conglomerat nennen.

Der bescheidene „Kuchen“ — das ist der wahre Reichtum des Landes. Der Goldquarz hat zwar größeren Gehalt, aber er ist launenhaft, seine Schichten verschwinden plötzlich, und die Mine ist erschöpft, man wird an Goldquarzmägen entweder Millionär oder geht daran zu Grunde, wenn nicht ein Zufall die verloren gegangene Goldader bald wieder finden läßt. Die Minen des „Rand“ mit ihren geologisch genau konstatarnten Schichtungen schließen so unangenehme Ueberraschungen aus; freilich muß das Erz erst auf alle mögliche Art behandelt werden, aber dafür ist die Gewißheit eines rentablen Fortbestandes des Bergbaues durch Jahrzehnte vorhanden. Vor fünf Jahren, zur Zeit des großen „boom“, glaubte man, Transvaal werde die Goldproduktion der Erde verdoppeln; die Enttäuschung ist nicht ausgeblieben, aber der südafrikanische Goldbergbau, der heute ganz wissenschaftlich, mit allen Befehlen der Technik und der Chemie betrieben wird, hat den Minenrath, den falsche Vorstellungen über die Ergiebigkeit der Goldfelder verschuldeten, überdauert.

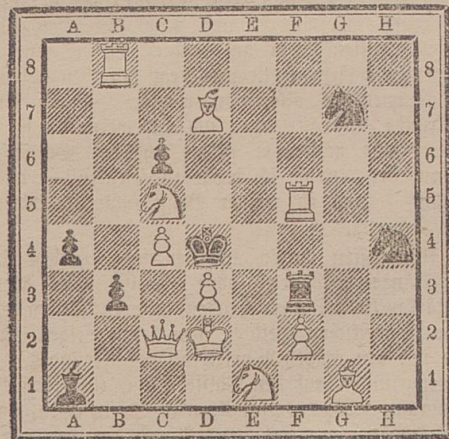
Dank dem steten Bestreben der Minenkompagnien nach wirklich wissenschaftlichem Bergbaubetriebe nimmt der Ertrag der Transvaal-Minen von Jahr zu Jahr zu. Es herrscht harte Arbeit auf dem Witwatersrand, eine Arbeit, welcher physisch nur die Eingeborenen gewachsen sind, und thatsächlich beschäftigen die Gesellschaften ausschließlich Neger zur Förderung des Erzes.

Die Arbeitskraft ist billig und die Ingenieure sind bestrebt, immer neue Verbesserungen einzuführen; von ca. 19 Gulden per Tonne im Jahre 1892 sind die Gewinnungskosten auf ca. 12 Gulden im Jahre 1895 gesunken, die Gesamtproduktion hat sich von 230,000 Unzen im Jahre 1888 auf 2,024,163 Unzen im Jahre 1894 gehoben. Aber der Gewinn ist infolge der stetig abnehmenden Betriebskosten und der technischen Verbesserungen procentuell noch stärker gehoben, als die Ausbeute an Gold. Berggrath Schmeisser hat eingehende Berechnungen über den voraussichtlichen Ertrag der südafrikanischen Minen angestellt und gefunden, daß — soweit die jetzigen Kenntnisse vom Vorkommen des Goldes im Transvaal reichen — die Erschöpfung der Lagerstätten in Witwatersrand etwa nach Ablauf von 25 Jahren stattfinden dürfte; wird aber eine Tiefe von 1200 statt 800 Metern erreicht, dann ist goldführendes Erz für eine Förderung von 40 Jahren vorhanden. Das Hauptergebnis aber bleibt, daß die Bergwerke von zwei Lagerstätten in 10 Jahren bei Erreichung von 800 Metern Tiefe für mindestens 4289 Mill. Mark, bei Erreichung von 1200 Metern für 7187 Mill. Mark Gold liefern werden. Nach Eintritt günstigerer Produktionsbedingungen werden auch die übrigen Goldfelder Transvaals auf längere Zeit hinaus zur Erhöhung der Produktionsziffern beitragen, doch ist nach dieser Richtung hin vorläufig eine Berechnung noch nicht möglich.

In diesen Ziffern liegt die Bürgschaft der Prosperität für Johannesburg, ob es nun unter englische Herrschaft kommt oder nicht, und es ist begreiflich, daß eine solche Stadt mit allen ihren Lebensäußerungen vornehmlich einem Ziele zustrebt, das für alle Schichten der Bevölkerung das gleiche ist: Gold. Das ist der Saft, dem die Stadt rasches Wachstum und rasches Altern verdankt.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Ergänzungsräthfels in Nr. 10:

Wer glücklich ist, der ist auch gut,
Das zeigt auf jedem Schritt sich;
Denn wer auf Erden Böses thut,
Trägt seine Strafe mit sich. (Bodenstedt.)

